

Editorial:  
Das Chaos  
als Chance

Wie oft wir in dieser Beilage das Wort „Bildung“ schreiben, haben wir nicht gezählt. Das Wort wird auch zu gerne genutzt. Meist, ohne aufzulösen, was wirklich gemeint ist. Das Gute daran ist, dass uns dieses Chaos Möglichkeiten bringt, eine neue Annäherung zu wagen, aus vielen Perspektiven. Wir haben ein angelerntes Faible für das wenig Beachtete. Wo wir das herhaben? Nun, durch das Lesen der taz, unter anderem. Deswegen haben wir nicht nur das Thema „Welche Bildung wollen wir?“, sondern auch die Redaktionsräume für kurze Zeit besetzt, um zu sagen, was rausmusste, was lange im Stau stand. In Gründungszeiten der taz ging es um die Frage, warum etwas, was wichtig erscheint, nicht gedruckt wird. Wir sind angetreten, das weiterzutragen, und hoffen, es ist gelungen.

DER 4. TAZ-PANTER-WORKSHOP  
IM MÄRZ 2010

GLOSSE

Fort. Um.  
Weiter. Hoch.

**A**us! Stopp! Ich kann nicht mehr.

Ich habe genug von Bildungsdebatten und Bildungszielen, von Bildungsreformen und Bildungskrisen, von Bildungsausgaben und Bildungsaufgaben.

Überall bilden sich Rudel missgebildeter Begriffsbildungen, schleichen herum, blecken die Zähne und greifen mich an. Fortbildung Umbildung Weiterbildung Hochbildung Elitenbildung Bildungsbildung.

Schimmelbildung im Hirn, zugekleistert mit Bildungsgutscheinen und Bildungskrediten. Meinen Geist befällt der Bildungswahn. Mein Körper ist im Bildungsstreik: Pockenbildung, Pustelbildung, Schaumbildung und Eiterbildung, der Ekel wuchert und wächst.

Fort müsste ich von alledem, ich bräuchte Bildungsurlaub, müsste mich wegbilden, raus aus allen Bildungsrepubliken und Bildungslandschaften, ohne Bildungsgipfel im Blick.

Mein Bildungsfernweh löst Fieberträume aus, ich bilde mir ein, ich gelange an einen seligen Ort der Unbildung, an eine Bildungslücke, einer Oase gleich.

Da werde ich jäh aus meiner Fantasie gerissen. Ein Bildungsexperte belehrt bildungsbürgerlich: „Einbildung ist auch 'ne Bildung, mein Freund. Dein Sinnen aussichtslos, der Bildungshorizont ist nicht zu hinterschreiten, du wirst dir Beulen holen, rennst du gegen ihn an. Dem Bildungssystem entkommst du nicht, entkommst mit Glück dem Bildungskanon, peut-être, entrinnt Ausbildung, Weiterbildung, Schulbildung und findest einen Ort wohliger Legendenbildung, wo sich Schatten und Wolken bilden, hier und da ein Pärchen oder eine Regierung vielleicht. Aber eine echte Bildungslücke? Nein, mein Freund, die gibt es nicht.“

Aus! Stopp! Ich füge mich. Bin Bildungsziel und bin getroffen.

DOMINIK WEHGARTNER



Die Teilnehmer der vierten taz-Akademie. Untere Reihe von links: Julia Jaroschewski, Paul Blaich, Claudio Musotto, Martin Niewendick, Artur Beifuss, Mareen Pöschl, Christoph Heymel, Olga Kapustina, Malte Andre, Jakob Schäfer, Andreas Wiebel. Obere Reihe von rechts: Leana Podeszfa, Philipp Möcklinghoff, Dominik Wehgartner, Carolin Küter, Alice Barth, Lena Kampf, Nina Marie Bust-Bartels, Eva Jackolis, Nadine Lorenz. Foto: Anja

# Das Bildungsmanifest

UTOPIE Solidarität, Mündigkeit, Verwegenheit: Für ein neues Bildungsideal!

**W**ir wollen die Bildung besingen, die emanzipative Energie, mit Verwegenheit und Widerspruch. Mut, Kühnheit und Auflehnung werden die Wesenselemente unserer Anstrengung sein.

Sie ist nicht neu, aber von zeitloser Bedeutung. Bis heute hat die alte Bildung ihre Träger, die ganz Mensch sein sollten, verdinglicht, degradiert, gedemütigt und als Werkzeuge für Untaten benutzt.

Die Bildung, die wir meinen, wird die Befreiung davon sein. Sie ist das Korrektiv eines fehlgeschlagenen Experiments.

Das Wissen, das den Menschen bisher von den Institutionen zugestanden wurde, überschreitet diese Grenze nie.

Seit wir wissen, dass Erziehungssysteme politische Methoden sind, decken wir ihren Missbrauch auf und drehen sie um.

Ab jetzt erlauben wir eine Transformation des demokratischen Geistes durch Bildung.

Wir verbreiten das Verständnis, dass die Verwirklichung des gelin-

genden Lebens neu gedacht werden muss, in einem durch uns neu gestalteten solidarischen Gebilde, das seine Menschen nicht verschleift, sondern ihre tatsächliche Verschiedenheit durch Bildung ausgleicht.

Es wird den Menschen nun Raum zugestanden, sich zweckfrei zu entfalten, tätig zu sein, zu leben.

Wir bekennen uns zur Notwendigkeit der Umsetzung dieser konkreten Utopie, da wir den Zustand der Welt als zunehmend unbewohnbar wahrnehmen.

Nur die Partizipation und Mündigkeit aller wird eine Entwicklung echter demokratischer Werte, nachhaltiger Wirtschaftssysteme, herausragender Produkte mit dem Ziel der Bewahrung der Humanität und der Lebensgrundlagen für alle kommenden Generationen sicherstellen.

Wir sind sicher, dass all das einen Bruchteil der Ressourcen kostet, die derzeit real geführte Kriege vernichten.

Es ist uns ernst.

MALTE ANDRE

## Ideale gegen Interessen

**DEBATE** Alle reden über Bildung, jeder weiß es besser: Warum nur wird dann das Bildungssystem nicht besser? Weil wichtige Probleme übersehen werden

VON CHRISTOPH HEYMEL  
UND MAREEN PÖSCHL

Alle reden mit. Politiker und Studierende, Lehrer und Professoren, Eltern und Kommentatoren. Diskutiert werden die fragwürdig umgesetzte Hochschulreform, das Für und Wider eines bundesweit einheitlichen Schulsystems oder Integrationsfragen im Bildungssektor. Die Teilnahme an der Bildungsdebatte setzt jedoch ein Grundwissen voraus, zu dem Vielen der Zugang von vornherein verwehrt bleibt. Oft sind die Ursachen in fehlgeschlagenen Integrations- und Sozialpolitik zu finden.

**Die Zukunftsinvestition**

Seit Jahrhunderten streben Gesellschaften nach gemeinsamen Bildungsidealen. Dabei weichen die Vorstellungen über das „Ideal“ stark voneinander ab. Schon die Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner ist schwie-

rig, weil es so viele sich widersprechende Interessen gibt. Wie sollen dann erst die grundlegenden Probleme des Bildungssystems gelöst werden?

Hilft es weiter, Schulen mit Hightech-Equipment ans Netz zu bringen, ohne gleichzeitig für ein Konzept zum sinnvollen medienpädagogischen Einsatz mit qualifizierten Lehrern zu sorgen? Müsstes außerinstitutionelle Bildungsangebote nicht stärker finanziert werden, um damit wirklich eine Zukunftsinvestitionen zu sein? Wie lassen sich Konzepte lebenslangen Lernens humanistisch verwirklichen? Was kann getan werden, um nicht nur die Eliten zu fördern, sondern ganz grundlegend für eine gleichberechtigte Teilhabe zu sorgen? Muss, um gleiche Chancen für alle gewährleisten zu können, nicht eine erfolgreiche Integration vom Kleinkindalter an stattfinden? Und grundsätzlich: Wer hat die Macht

zu bestimmen, was richtige Bildung sein soll?

Die Fragen sind berechtigt, nichtsdestotrotz wird auf hohem Niveau gejammert. Aus dem aktuellen Bildungsbericht der UNESCO geht hervor, dass es 72 Millionen Kindern im Grundschulalter weltweit nicht möglich ist, eine Schule zu besuchen. Und 759 Millionen Erwachsene weder lesen noch schreiben können. Solche Zahlen rücken die vermeintlichen Missstände in Deutschland in ein anderes Licht. Das heißt nicht, dass die offensichtlichen Probleme zu vernachlässigen sind. Dennoch muss der Bildungsdiskurs in einem erweiterten Kontext geführt werden. Die Debatte darf sich nicht nur auf Hochschulpolitik beschränken.

In der vergangenen Woche beschloss die Kultusministerkonferenz der Länder Leitlinien zur Senkung der Zahl von Schulabrechern. Leistungsschwächere Schülerinnen und Schüler sollen durch gezielte Maßnahmen individuell gefördert werden, so etwa durch berufsorientierteren Unterricht. Kooperationen mit au-

ßerschulischen Bildungseinrichtungen sind ebenso vorgesehen wie eine stärkere Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Die neuen Leitlinien sind ein wichtiges Signal, dennoch bleibt abzuwarten, ob und wie die Umsetzung vor Ort stattfinden kann.

**Der Mensch geht vor**

Das alles wird nicht reichen. Lebensaltersspezifische Bildungskonzepte sind in der Realität kaum aufzufinden, obwohl sie wichtig wären, um die Interessen des Menschen vor diejenigen der Wirtschaft zu stellen. Die Idee, lebenslanges Lernen aufzugreifen und weiterzuentwickeln, gehört weit oben auf die Agenden der unzähligen Bildungsgipfel.

Die Utopie einer umfassenden Bildung für alle ist ein Zustand, dem es sich nach wie vor weiter anzunähern gilt. Gerechtere Bildung, frei von Schranken, weiterzudenken, ist eine schwere Aufgabe. Es liegt in der Hand derer, die vom Bildungssystem bereits maßgeblich profitiert haben, sich dieser Aufgabe anzunehmen.

„Bildung im  
Theater nicht  
zu Hause“

taz: Herr Lilienthal, ist das Theater der Stachel im Fleisch des kapitalisierten Zeitgeistes?

**Matthias Lilienthal:** Ich distanzieren mich von klaren Feindbildern, das ist total beschränkt, wir verändern im Theater doch nicht das Leben der Republik. Wir sind vielleicht ein schlechter trauriger Clown in einer kleinen Nische. Es gibt heute eine völlige Unübersichtlichkeit dieser beschleunigten Gesellschaft und es geht darum, für Momente kleine Inseln des Überblicks herzustellen. Diese postmoderne Welterfahrung hat zur Folge, dass ich einfach ein Problem damit habe, zu sagen was richtig und was falsch ist.

**Aber ist nicht die Kunst durch ihre Autonomie, ihre Zwecklosigkeit der einzige Raum, wo sich Bildung im humanistischen Sinne heute noch realisieren lässt?**

Ich glaub ja an die Freiheit der Kunst nur bedingt. Wir haben eine klare Zweckorientierung und die schlägt sich jeden Abend beim Publikum und an der Kasse nieder. Das Theater ist immer schon zu aller erst Unterhaltung, sicherlich mit Kunstcharakter, und alle Jubeljahre gibt's dann vielleicht mal nen Funken ästhetische Bildung. Ästhetische Bildung klingt mir ansonsten sehr nach den Schillerschen Briefen. Wie sich in der heutigen Welt, zwischen Lehmann Brothers und Griechenland-Pleite, Bildung mit einem solchen Furor vertreten lässt, das irritiert mich. Der Kunst wohnt, wenn sie gut ist, eine Rätselhaftigkeit inne, die den Kopf frei macht.

**Verfolgen sie mit ihren Experimenten kein Ideal mehr?**

Es geht schon um die Frage, wie erfindet man die Linke innerhalb des Neoliberalismus neu. Theater ist auch ein Einspruchsorgan, in dem man versucht gesellschaftliche Debatten zu führen, also was ist Arbeit, oder was ist Kapitalismus. Aber als Laboratorium, zur Erprobung urbaner Lebensformen jenseits der Verwertungslogik, wo der Ausgang des Experiments offen ist.

**Das hört sich nach Warten auf Godot an?**

Nein, was wir machen, ist: Mit künstlerischen Versuchen immer wieder auf die Änderung von Lebensumständen zu reagieren und da ne Bewusstheit oder ne Verspieltheit oder ne Psychose entgegen zu setzen. Aber Gegenöffentlichkeit durch Kultur zu organisieren bleibt ein Kampf gegen Windmühlen.

**Sie weisen also den kollektiven Klassenkampf der 70er von sich und wollen vielmehr den einzelnen auf seinem individuellen Weg unterstützen?**

Ja. Jede künstlerische Strategie ist anders. **INTERVIEW: ANDREAS WIEBEL**

**Matthias Lilienthal**

■ Jahrgang 1959, ist seit 2003 künstlerischer Leiter und Geschäftsführer des Berliner Theaters Hebbel am Ufer. Zuvor war er sieben Jahre lang Chefdramaturg an der Berliner Volksbühne bei Frank Castorf.



Foto: Leana Podeszfa



Rollen-Bildung

Alles anerzogen – gegen Sozialisierung kommt auch gute Bildung nicht an. Mit Gendern lässt sich's ändern



KOMMENTAR  
VON CLAUDIO MUSOTTO

Schluss mit dem falschen Verzicht!

Keine Frage. Nach wie vor verdienen Frauen bei gleicher Arbeit ein Viertel weniger als ihre männlichen Kollegen, und die Besetzung von Chefetagen bleibt weiterhin unverschämt maskulin. Doch die sich ewig wiederholende Feminismusdebatte um gleiche Bildungschancen für Frauen ist ebenso antiquiert wie das Bild vom Heimchen am Herd. Warum also bleiben Frauen hinter der männlichen Konkurrenz zurück? Angesichts eines höheren Anteils an Akademikerinnen in Deutschland kann es nicht am Zugang zu qualifizierten Abschlüssen liegen. Häufig sind es gerade Mädchen und junge Frauen, die in Schule, Hochschule und Berufsbildung mit besseren Noten punkten können.

Das Erschreckende ist: Häufig verwehren sie sich selber den Zutritt in höhere Positionen. In Bewerbungsgesprächen stellen sie ihr Licht eher unter den Scheffel, als selbstbewusst aufzutreten – Bescheidenheit ist schließlich eine weibliche Tugend. Wenn es eine neue Stelle zu besetzen gibt, lassen sie vermeintlich erfahreneren Kollegen den Vortritt – Verzicht ist schließlich moralisch wertvoller als offene Rivalität. Sich wehren, wenn der männliche Kollege ungerechte Vorwürfe macht? Gegenwehr ist schließlich ganz und gar unweiblich.

Es sind diese in der Kindheit antrainierten Rollenbilder, denen Frauen immer noch verhaftet sind und die ihnen den Weg zur Männerdomäne namens Karriere verbauen.

Was tun, fragt die Frau? Ärmel hochkrepeln. Und Muskeln zeigen. Schluss mit falscher Zurückhaltung und unnötiger Opferrolle. Keinesfalls bedeutet dies, männliche Attitüden zu kopieren. Vielmehr sollten Frauen Mut zu Selbstdarstellung und Vermarktung entwickeln. Zudem helfen ihnen soziale Netzwerke und Mentoring-Programme zu stärken.

Weiblichkeit stärken, statt Männlichkeit fördern heißt die Devise.

Karrierekiller Bildung

FRAUEN Die Mädchenfalle schnappt nicht erst im Beruf zu. Rollenmuster und ihre Folgen

VON CAROLIN KÜTER

Ein Drittel der Führungskräfte in Deutschland ist weiblich. Keine schlechte Bilanz, könnte man meinen. Ein genauerer Blick auf die Geschlechterverhältnisse lässt die Euphorie schnell abklingen. Denn nur 0,5 Prozent der Vorstandsvorsitze in Deutschland sind von Frauen besetzt. Eigentlich unerklärlich, vergleicht man diese Zahlen mit dem Verhältnis von männlichen und weiblichen Schul- und HochschulabsolventInnen. Bei der Bildung haben Frauen sogar einen leichten Vorsprung. Auf dem Weg zur erfolgreichen Berufsausbildung oder zum Universitätsdiplom scheinen Hindernisse wie soziale Ungleichheiten

Würden Zeugnisnoten über Erfolg entscheiden, 30 bis 40 Prozent der Führungskräfte wären weiblich

und Geschlechterdifferenzen erfolgreich überwunden. Doch woher weht der Karrierekillerwind?

Frauen wählen Ausbildungsberufe, die tariflich geringer bewertet sind. Ein Prinzip, das sich in akademischen Berufsfeldern fortsetzt. Demnach ist die weibliche Selbstfalle leicht identifiziert: eine falsche Fächerwahl, die Frauen trotz guter Noten auf die hinteren Ränge verweist. Sind Frauen also selbst schuld, wenn sie sich in sogenannten Orchideenfächern ausruhen, sich hinter Heim und Herd verstecken, die Ellenbogen hängen lassen, um das Business-Kostüm nicht zu verknittern, und ihren männlichen Kollegen bescheiden den Vortritt gewähren?

Wenn Frauen sich schon bei der Berufs- und Studienfachwahl vertun, wird die Karriereleiter schon auf der ersten Stufe gefährlich steil. Kommen Familienpläne dazu, wird der Aufstieg ein schwer zu bewältigender Drahtseilakt. Gepaart mit Rollenbeschreibungen, die aus Männern angriffslustige Alphas und aus Frauen kichernde Mitläuferinnen machen, entsteht eine tückische Kombination aus Fehlentscheidungen und Stereotype, die Frauen in deutschen Führungsetagen nur als Chefsekretärinnen zulässt. Würden al-



Den Herd fest im Blick: Sie lernt's, er schafft's Foto: Veit Mette/laif

Frauen in Beruf und Bildung

■ **Schule:** 22 Prozent der Frauen zwischen 25 und 30 haben den Hauptschulabschluss. Der Männeranteil liegt bei 28,2 Prozent. Beim Mittleren Schulabschluss ist das Verhältnis 34,1 zu 30,9 Prozent. Die Hochschulreife haben 39,6 Prozent der Frauen und 36,7 Prozent der Männer. (laut Hans-Böckler-Stiftung 2005)

■ **Beruf:** 31 Prozent der Führungskräfte sind weiblich. Im Topmanagement finden sich 11 Prozent Frauen, Vorstände sind zu 2,5 und deren Vorsitzende zu 0,5 Prozent weiblich. (laut IGM 2009) ck

lein Zeugnisnoten über den beruflichen Erfolg entscheiden, 30 bis 40 Prozent der deutschen Führungskräfte wären weiblich. Die Tatsache, dass Frauen in Deutschland im Schnitt 23 Prozent weniger verdienen als Männer, kann nicht auf ein unterschiedliches Bildungsniveau zurückgeführt werden. Doch auf dem Bildungsweg bis zum Eintritt in den Arbeitsmarkt verinnerlichen junge Menschen Rollenmuster, die schwer abzulegen sind. Werden Patienten in deutschen Krankenhäusern nur von Krankenschwestern versorgt und finden sich in Germanistik-

vorlesungen neben dem Professor höchstens eine Handvoll Männer, ist der Bildungsweg bereits von bestehenden Rollenmustern geprägt. Sind Frauen für die Kindererziehung immer noch hauptverantwortlich und vermeintlich männliche Tugenden die Eigenschaften der Entscheidungsträger, sind dies Spätfolgen einer in Stereotypen verharrenden Erziehung und Bildung. Rollenmuster, die Frauen nur selten zu Alphas machen, werden so verfestigt. Weibliche Arbeitskraft wird in nur wenigen EU-Staaten schlechter bezahlt als in Deutschland.

LehrerInnen in Supervision

SCHULE Gender-Training für den Unterrichtsalltag

„Es gibt kein Richtig und kein Falsch“, sagt Kathrin Nachtsberg von „Gender+Beratung+Medien“ aus Berlin, „Mädchen müssen nicht mehr Fußball spielen oder Jungen unbedingt Rosa tragen.“ Die studierte Kulturwissenschaftlerin will für Geschlechterstereotype sensibilisieren, nicht belehren. „Wir wollen einen Raum aufmachen, in dem Geschlechterstereotype Zuweisungen diskutiert werden können“, sagt ihre Geschäftspartnerin Sybille Wiedmann und betont: „Die Stereotype gibt es gar nicht – abhängig vom Kontext werden verschiedene Unterscheidungen getroffen.“

Nachtsberg und Wiedmann sind ausgebildete Gender- und Diversity-Expertinnen und veranstalten Workshops an Schulen. Zusammen mit den LehrerInnen überlegen sie, wie Mädchen und Jungen in ihrer Entwicklung gefördert werden können – und zwar jenseits von geschlechtsspezifischen Erwartungen.

Dass Menschen ihre Wahrnehmung von „Männern“ und „Frauen“ reflektieren, wird im Rahmen der politischen Strategie „Gender-Mainstreaming“ als Kern einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik angesehen. Das Bundesministerium für Familie hat „Gender-Mainstreaming“ als Auftrag für Schulen, Universitäten und Ministerien formuliert. Angestellte und Mitarbeiter sollen die Gender-Perspektive in ihr Denken und Handeln integrieren.

Einen Koffer voller Übungen bringen die Gender-Expertinnen mit in die Schule, um LehrerInnen die eigenen Wertvorstellungen kritisch hinterfragen zu lassen. „Wir wollen dabei niemanden entlarven“, sagt Kathrin Nachtsberg. Autobiografisches Erzählen sei ebenso wichtig wie ein gemeinsames Erarbeiten von pädagogischen Strategien. Die Augen von Nachtsberg leuchten, sobald sie von den Aha-Erlebnissen der LehrerInnen berichtet. Zum Beispiel können Jungen und Mädchen gemeinsam einen Tisch ins Nebenzimmer tragen – nicht nur die „starken Jungs“. Anhand solcher Alltagssituationen werde den LehrerInnen bewusst, so Nachtsberg, wie stark ihre eigenen Wahrnehmungen von Rollenbildern geprägt sind.

EVA JACKOLIS

„Unsere Sozialisierung bestimmt bereits, wie wir forschen“

WISSENSCHAFT Sozial konstruierte Geschlechterunterschiede werden durch Testergebnisse biologisiert, kritisiert die Neurowissenschaftlerin Emily Ngubia Kuria

taz: Frau Kuria, welche Rolle spielt Wissenschaft in der Reproduktion von Geschlechterdifferenzen?

Ngubia Kuria: In der Neurowissenschaft wird die Leistungsfähigkeit von Menschen in bestimmten Umständen gemessen. In diesen Laborsituationen werden somit Fakten geschaffen – und sozial konstruierte, also erlernte oder anerzogene Unterschiede zwischen Geschlechtern als biologisch untermauert. Wissenschaft schafft Wissen – und reproduziert nicht nur Geschlechterunterschiede, sondern

besteht sie vermeintlich auch noch.

Wie schlägt sich Geschlechtersozialisierung in diesen Experimenten nieder?

Der mentale Rotationstest ist eins der bekanntesten neurowissenschaftlichen Experimente, bei dem Geschlechterunterschiede auftreten. Die Versuche zeigen, dass Männer die 3-D-Objekte in der Regel schneller und akkurater im Geiste drehen. Viele Neurowissenschaftler sehen dies als Beweis der biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen und ziehen dar-

Emily Ngubia Kuria

■ 28, schreibt ihre Doktorarbeit an der Berliner Charité und am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität. Die Kenianerin hat einen Master in Neurowissenschaften und einen Bachelor in Physik. Sie fordert die Integration einer feministischen Perspektive in die Naturwissenschaften.



Foto: ORF

aus Rückschlüsse auf die Fähigkeiten von Frauen in Bezug auf Mathematik und logisches Denken. Ich gehe aber davon aus, dass diese Unterschiede Ausdruck der unterschiedlichen Sozialisierung von Männern und Frauen sind. Männer sind nicht „natürlich“ besser bei diesen Aufgaben, sondern haben aufgrund von Zuschreibungen diese Fähigkeiten besser trainiert. Welche Auswirkungen hat dies wiederum auf gesellschaftliche Zusammenhänge? Eine Spirale wird fortgesetzt! Wissenschaftliche Autorität hält

sozial konstruierte Geschlechterkonzepte aufrecht und verfestigt Rollenzuschreibungen in der Gesellschaft. Viele Frauen internalisieren die Zuschreibung, dass sie zum Beispiel in Mathe unterdurchschnittlich abschneiden. Dies kann unter Umständen ihre Studien- und Berufswahl beeinflussen. Wenn hingegen Geschlechterunterschiede in solchen wissenschaftlichen Experimenten als sozial konstruiert erkannt werden, wird auch deutlich, dass diese Fähigkeiten trainiert und ausgeglichen werden können.

Was fordern Sie also von der Wissenschaft?

NaturwissenschaftlerInnen sollten anerkennen, dass sozial konstruierte Geschlechterdifferenzen die Aufstellung von Laborversuchen, also ihre Methodik, die Leistung der Testpersonen und die Interpretation der Ergebnisse beeinflussen. Wir brauchen eine umfassende selbstreflexive Perspektive: Was ist unsere Position? Unsere Sozialisierung bestimmt unsere Forschung – und auch das, was wir überhaupt erforschen.

INTERVIEW: LENA KAMPF



Klassen-Bildung

Schule, Studium, Leben: Sozial benachteiligte Menschen haben es schwer im deutschen Bildungssystem. Doch es gibt Auswege



# Es läuft was schief

**SOZIALE UNGLEICHHEIT** Das Recht auf Bildung hat Verfassungsrang. Die deutsche Politik überlässt die Umsetzung dieses Zieles jedoch lieber der Zivilgesellschaft

VON LEANA PODESZKA

Eigentlich ist doch alles ganz einfach. „Jeder Mensch hat das Recht auf Bildung.“ So steht es in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und lässt sich auch aus dem Grundgesetz ableiten. Die Bildungspolitik hat somit ihren Rahmen vorgegeben. Das Problem liegt in der Umsetzung, denn trotz dieser Verantwortung lässt die Politik Randgruppen im Stich. Das bestätigte 2006 der UN Sondergesandte Vernor Muñoz, der Deutschland ein vernichtendes Zeugnis bezüglich der Bildung von Kindern aus sozial schwachen Familien, mit Migrationshintergrund oder Behinde-

rung ausstellte. Mit großem Getöse schieben sich die Akteure gegenseitig die Schuld zu oder spielen Probleme runter. Die Bundesregierung behauptet schlicht: „Dem Recht auf Bildung kommt in Deutschland eine herausragende Bedeutung zu.“ Doch der deutsche Staat verletzt das Menschenrecht. Bildungsinitiativen kommen meist aus der Zivilgesellschaft.

Die UN-Rüge mag aufgerüttelt haben, doch „Randgruppen bleiben weiter außen vor“, so Michael Stegner. Er ist Leiter der SchlaU-Schule, eines Projekts für Flüchtlingskinder in München. Diese kommen größtenteils ohne Sprachkenntnisse, wenig Vorbil-

dung oder als Analphabeten nach Deutschland. Im normalen Schulbetrieb fallen sie durchs Netz. Auf sie zugeschnittene Programme wie die SchlaU-Schule gibt es wenige. Dass ihr Recht auf Bildung nur so unzureichend umgesetzt wird, bezeichnet Stegner als „beschämend und verantwortungslos“.

Kinder aus sozial schwächeren Familien werden im deutschen Bildungssystem ebenfalls benachteiligt. Oft scheitern sie an der leistungsbezogenen Benotung und an der frühen Selektion. Wer dann doch studiert, hat mit wenig Selbstvertrauen und der Finanzierung zu kämpfen, kritisiert Heike Solga, Professo-

rin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Es zeigt sich, die Politik verdrängt das Thema. Erst müssen Mülleimer aus Fenstern fliegen wie an der ehemaligen Rütli-Schule. Oder das Bundesverfassungsgerichts muss die Regierung auffordern, den Hartz-IV-Bedarf für Bildungsausgaben zu ermitteln.

Für die Umsetzung des Menschenrechts und die Vorgaben aus dem Grundgesetz reicht der Staat nicht aus. Das Problem wird auf die Zivilgesellschaft abgewälzt.

So allein lässt sich die soziale Schieflage in Deutschland aber nicht beheben.

# N wie Notausgang

**ANALPHABETISMUS** Svetlana Köhn ist 41 Jahre alt und lernt gerade lesen und schreiben. Eine Begegnung

VON JULIA JAROSCHESKI

Immer wenn die Mutter schwanger wurde, schob sie der Vater ab. In die Heimat, zur Familie. Der Vater meinte, Frauen gehörten hinter den Herd und erzögen die Kinder. „Ich habe das nie hinterfragt.“ Svetlana Köhn sagt das einfach so. Ihre Hände ruhen auf dem Bauch. Die Sonne scheint durch das Fenster im Kreuzberger Hinterhof. Svetlana Köhn ist nicht wütend, sie rechtfertigt sich nicht. „Es war halt so.“

Ihre Familie stammt aus dem ehemaligen Jugoslawien. Das Verhältnis zum Vater sei sehr gut gewesen, obwohl er ihr und den Schwestern die Schule verbot. „Mädchen gehen nicht zur Schule“, sagte er. Und dass der Mann als Familienoberhaupt bestimmte. Svetlana wuchs mit einer Mutter auf, die solche Aussagen akzeptierte, die auch akzeptierte, dass ihre Töchter nie lesen und schreiben lernten. Auch nicht als sie in Westberlin lebten.

Svetlana Köhn kann heute ihren Namen schreiben. Mit 41 Jahren nimmt sie an einem Alphabetisierungskurs teil. „Ich lerne zum ersten Mal in meinem Leben.“

Obwohl die Vereinten Nationen mit einer bis 2012 laufenden Alphabetisierungsdekade für das Problem sensibilisieren wollen, werden die meisten der 164.000 Analphabeten in Berlin kaum wahrgenommen. Analphabeten sind scheinbar integriert. Sie fallen nicht auf, obwohl sie ganz anders leben: Eine Fahrt mit der U-Bahn gleicht einem visuellen Abspeichern – Analphabeten lesen nicht, sie sehen. „Der Orientierungssinn der Analphabeten ist meist gut ausgeprägt“, sagt Doris Habermann, Projektkoordinatorin eines Kreuzberger Alphabetisierungsprojektes. Trotzdem haben sie große Hemmungen, sie schä-

men sich für ihre Schwächen und entwickeln Strategien, mit denen sie unbemerkt die Hürden des verschriftlichten Alltags bewältigen. Manchmal agieren sie so erfolgreich, dass sie Arbeit finden, ohne dass Vorgesetzte von diesen Schwächen erfahren. Wenn überhaupt, finden Analphabeten aber Knochenjobs. „Auf dem Bau arbeiten, Kisten packen oder reinigen“, so Habermann. „In diesen Branchen läuft vieles über mündliche Verträge, es gibt keine formalen Abmachungen.“ Svetlana Köhn kam irgendetwas durch. Sie durchlief 20 bis 30 Arbeitsstationen, immer in der Reinigungsbranche.

Eine Verletzung im Knie und die damit einhergehende Bewegungseinschränkung führte zur Arbeitslosigkeit und ins Jobcenter. Die Mitarbeiter eröffneten ihr zwei Optionen: Sozialfall werden oder lesen lernen. Sie entschied sich für Letzteres.

Doris Habermann weiß, dass diese Menschen Hemmungen haben. Die Teilnehmer der Kurse melden sich selten von allein. Meist ergreifen Freunde die Initiative, oder das Jobcenter vermittelt. Langfristige Jobs ergeben sich für Analphabeten kaum. „In einer Gesellschaft, die stetig höher Qualifizierte nachfragen wird, sind Analphabeten das unterste Glied in der Kette.“

Svetlana Köhn macht Fortschritte. Neben der Aneignung von Lese- und Schreibkompetenzen ist es für sie eine wichtige Erfahrung zur Stärkung des Selbstwertgefühls. Die EU hat gemeinsame Kriterien zur Kategorisierung von Sprachkompetenzen geschaffen. Sie gehen von A1 bis C2, die untersten Stufen A1 und A2 zählen als elementare Sprachverwendung. Doris Habermann hat für die Kursteilnehmer eine neue Kategorie erfunden: AO. Auch Svetlana ist in einem solchen Kurs.



Bildung ist eine Sache der Perspektive  
Foto: Oliver Haja/Pixelio

## Ein Campus für alle

**RÜTLI** Vor zwei Jahren wurde der Campus Rütli in Berlin-Neukölln eingeweiht. Die Bestandsaufnahme einer Erfolgsgeschichte

VON PAUL BLAICH UND JAKOB SCHÄFER

Die Schlagzeilen über die Rütli-Schule waren überall zu lesen: Von schlechter Organisation war die Rede, von Unterrichtsausfall, aber vor allem von aufsässigen, gewaltbereiten Schülern. Die Lehrer der Rütli-Schule schrieben daraufhin den sogenannten Brandbrief an den Senat. Sie seien „am Ende ihrer Kräfte“, hätten kaum Unterstützung durch die Eltern, vor allem aber: „Die Hauptschule ist am Ende einer Sackgasse angelangt.“ Perspektivisch müsse nach einer neuen Schulform gesucht werden.

Bürgermeister, Lehrer und Politiker taten sich zusammen und entwickelten ein Konzept. Ihre Grundidee: Es soll keine Aufteilung nach Schultypen geben, Stärken aufgezeigt und die Zahl von Schulabbrechern minimiert

werden. Konkret: Von Kitas über gesundheitliche Aufklärungseinrichtungen sollten hier alle vorhandenen Institutionen des Bezirks enger zusammenarbeiten.

Kern des 47.000 Quadratmeter großen Campus Rütli ist die Gemeinschaftsschule. Sie entstand durch Zusammenlegung der Rütli-Hauptschule, der Heinrich-Heine-Realschule und der Franz-Schubert-Grundschule. Hier können die Kinder Hauptschul- und Realschulabschluss erwerben. Von nächstem Schuljahr an soll zudem eine gymnasiale Oberstufe angeschlossen werden – pünktlich zum Start des neuen zweigliedrigen Schulsystems in Berlin. Auch das sogenannte „duale Lernen“ wird commendes Schuljahr möglich sein. Vorgesehen ist es für Schüler der Klassen acht bis zehn, bei denen nach Klasse sieben abzusehen ist, dass sie den Hauptschulabschluss nicht schaffen werden. Sie werden zwei bis drei Tage in der Woche in einem Betrieb arbeiten und dafür benotet. So haben sie die Chance, den Abschluss zu schaffen und werden gleichzeitig mit Berufspraxis ins Leben entlassen. Noch etwas Außergewöhnliches ist geplant: Um

auch den Eltern den Wert der Bildung zu vermitteln und sie in den Schulalltag mit einzubeziehen, wird ein Elternhaus gebaut. Es soll Treffpunkt werden in einem Viertel, in dem Menschen aus zirka 160 Nationen leben.

Um Kontakt mit den vor allem türkisch- und arabischstämmigen Eltern zu vereinfachen, sind an der Schule vier Sozialarbeiter mit Migrationshintergrund angestellt, sogenannte Interkulturelle Moderatoren. Sie sollen helfen, eine Vertrauensbeziehung zwischen Schule und Eltern aufzubauen. Zusätzlich werden Stadtteilmütter ausgebildet, die Kontakte mit Müttern knüpfen und eine regelmäßige Kommunikation pflegen sollen. Beide Stellen werden von Projektleiter Klaus Lehnert als „absolut unverzichtbar“ bezeichnet.

Was steht zwischen den ambitionierten Zielen und einer Umsetzung? 25 Millionen Euro? Kosten für Baulichkeiten und Ausstattung. Die sind bereits bewilligt. Alles schön und gut also? Eine Kleingartenkolonie in der Nachbarschaft soll dem Campus weichen. Und wehrt sich vor Gericht dagegen. Sie wollen nicht gehen. Der Gerichtsbeschluss steht noch aus.

## Arbeiterkinder bekommen eine Lobby

**HOCHSCHULE** Nur 11 Prozent der StudentInnen an Unis kommen aus niedrigen sozialen Milieus. Zwei Projekte wollen das ändern

VON NADINE LORENZ UND MARTIN NIEWENDICK

Katja Urbatsch, Leiterin der Initiative arbeiterkind.de ist selbst Spross einer „hochschulfernen“ Familie. Wie eine „fremde Welt“ wirke die akademische Sphäre auf Arbeiterkinder. Urbatsch sieht den Hauptgrund hierfür in einem enormen Informationsdefizit. Die SchülerInnen hätten schlicht keine Ahnung, was sie an der Uni/FH erwartet. „Es ist für viele normal, den Ausbildungsweg der Eltern zu nehmen“, auch, weil Eltern die eigenen Kinder „vor dem Scheitern“ im großen Unbekannten bewahren wollen. Ihr Ansatz: ein umfangreiches Mentorenprogramm, das 2008 ins Leben gerufen wurde. Über 1000, überwiegend post-studentische, BetreuerInnen sind ehrenamtlich im Einsatz. Diese, meist selbst Arbeiterkinder, ge-

hen gezielt an Schulen, um ihren Schützlingen die Ängste zu nehmen und sie fit zu machen für die bestehenden Strukturen. Das Projekt finanziert sich hauptsächlich durch Spenden und Preisgelder, beispielsweise war arbeiterkind.de Gewinner des Wettbewerbs startsocial 2008. Die Resonanz, in den Medien wie an den Schulen, sei überwältigend positiv. Könnte sich hieraus eine Lobby für Arbeiterkinder entwickeln? Ihre Initiative sei schon eine Art Lobby, auch weil Urbatsch auf ihren Informations-Reisen in ganz Deutschland auf die Schwierigkeiten bei der Entscheidung für oder gegen ein Studium aufmerksam macht.

Das Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende (FiKuS) der Uni Münster verfolgt einen anderen Ansatz. Im Januar 2010 gab der FiKuS die erste Ausgabe des „Dishwasher“ heraus, ein Magazin, das sich an studierende Arbeiterkinder richtet. Das Referat, das es seit acht Jahren gibt, und sein Medium sind einzigartig in Deutschland. Warum ausgerechnet in Münster das erste FiKuS ins Leben gerufen wurde, erklärt Fabinger so: „Das ist ein subjektiver Eindruck, aber das bürgerlich-akademische Mi-

lieu ist in Münster sehr stark und Arbeiterkinder haben es hier besonders schwer.“ Die Artikel des „Dishwasher“ transportieren gesellschaftskritische Problematik mit philosophischer Auslegung von Marx und Bourdieu. Ob die Inhalte auch bei der Zielgruppe Arbeiterkind ankommen, ist nach einer Ausgabe noch nicht absehbar. Die Resonanz auf das Projekt sei jedoch groß, und das Ziel, die Problematik bundesweit bekannt zu machen, Lobbyarbeit zu betreiben und Arbeiterkindern ein Forum zu bieten nach Fabinger auf einem guten Weg. „Ich hoffe, dass das Thema zum Mainstream wird und das Profil von Hochschulen verändert, hin zu mehr Aufmerksamkeit für soziale Brennpunkte.“

Während arbeiterkind.de über 70 lokale Ableger in ganz Deutschland besitzt, gibt es für das Projekt „Dishwasher“ und den FiKuS bislang noch keine Nachahmer. Allerdings kooperieren beide Projekte in Münster, um die öffentliche Diskussion aktiv zu fördern.

Die Probleme von Arbeiterkindern in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken ist für Fabinger wie für Urbatsch erst der Anfang.



Eliten-Bildung

Umstrukturierungen der Hochschullandschaft:  
Wirtschaftlichkeit und Wettbewerb bestimmen Wissenschaft



KOMMENTAR

Fundament  
der  
Demokratie

Bildung ist ‚die‘ Ressource geworden, um sich auf dem ‚Weltmarkt der Ideen‘ zu behaupten. Die Ökonomisierung der Bildung scheidet die notwendige Konsequenz, um dem unermüdlich beschworenen Wachstumszwang gerecht zu werden. Nachhaltigkeit der Bildung wird ein paar weiteren Jahren steigender Bilanzen geopfert.

Bildung ist nicht bloß ein Wirtschaftsfaktor, sie ist vielmehr das Fundament der Gesellschaft. Sie macht aus Menschen mündige Individuen, die in der Lage sind, kritisch und reflektiert zu denken. Erst durch sie entfalten sich Persönlichkeit und Verantwortungsbewusstsein für jeden Einzelnen, die Gesellschaft und die Umwelt. Bildung muss nachhaltig sein, nur so kann eine langfristige Partizipation der Bevölkerung an demokratischen Prozessen gewährleistet werden.

Doch kann eine Demokratie ohne mündige Bürgerinnen und Bürger bestehen? Wenn wir unser Gesellschaftskonzept beibehalten wollen, das auf dem Gleichheitsgrundsatz aller Menschen fußt – dann müssen wir alle Menschen an den Bildungsinhalten beteiligen. Die Ökonomisierung der Bildung stellt uns wieder einmal vor die Frage, ob wir verbissen an einem Wirtschaftssystem festhalten wollen, das nicht dem Menschen dient, sondern ihn dem Profit unterordnet.

PHILIPP MÖCKLINGHOFF



Die Spinne im Netz

**BERTELSMANN** Zusammenarbeit mit HochschulrektorInnen und Wissenschaftsministerien:  
Wie eine Stiftung die Fäden für die Umstrukturierung des Hochschulsystems zieht

VON NINA MARIE BUST-BARTELS

Am kommenden Wochenende treffen sich die Ministerinnen und Minister der Bologna-Staaten in Wien, um die Reform des europäischen Hochschulsystems zu feiern. Die Selbstbeweihräucherung der Reformgläubigen stößt nicht nur bei Studierenden auf Ablehnung. Bildungstreikbündnisse und die Wiener Audimaxistinnen und Audimaxisten rufen unter dem Motto „Bologna burns“ dazu auf, den Gipfel zu blockieren.

Die Selbstbeweihräucherung der Reformgläubigen stößt auf Ablehnung

Zentrale Akteure werden bei dieser Feier nicht dabei sein, jedenfalls nicht offiziell. So zum Beispiel die Bertelsmann Stiftung, die bereits zu Beginn der Neunzigerjahre gezielt Impulse für ein neues Profil der Hochschulen in Deutschland setzte. 1994 gründete sie zusammen mit der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) das Centrum für Hochschulentwicklung mit der revolutionären Abkürzung CHE. Ideal war und ist, laut Eigendarstellung, die Etablierung der „entfesselten Hochschule“, die, autonom und wirtschaftlich organisiert, mit anderen Hochschulen im Wettbewerb um die zahlende Kundin Studentin steht. Dieser Wettbewerb impliziert eine Hierarchisierung der Hochschulen, die durch die Exzellenzinitiative der Bundesregierung vorangetrieben wird. Das CHE-Hochschulranking setzt an gleicher Stelle an und suggeriert durch die im *Zeit*-Studienführer veröffentlichte Rangliste deutscher Hochschulen den Eindruck objektiver Vergleichbarkeit. Gleichzeitig wird hierdurch einer Gliederung der Hochschullandschaft in „Elitehochschulen“ und „Ausbildungshochschulen“ Vorschub geleistet.

Eine enge Zusammenarbeit mit der Hochschulrektorenkonferenz sowie eine personelle Vernetzung mit den Wissenschaftsministerien der Länder ermöglichen dem CHE direkten Einfluss auf hochschulpolitische Entscheidungen. So gehören sowohl die Präsidentin der HRK, Prof. Dr. Margret Wintermantel, als auch Prof. Dr. E. Jürgen Zöllner, Berliner Senator für Bildung, Wissenschaft und Forschung, dem Beirat des CHE an. Gleichzeitig bietet der Bertelsmann-Ableger Beratungsdienstleistungen für Hochschulen und Ministerien an. So stammt das 2005 verabschiedete „Hochschulfreiheitsgesetz“ Nordrhein-Westfalens, das zentrale Elemente der „entfesselten Hochschule“ enthält, aus der Feder des CHE.

Wenn also am nächsten Wochenende in Wien das große Zündeln losgeht, so richtet sich der Un(i)mut nicht nur gegen Fehler bei der Umsetzung einer Reform, sondern fundamental gegen die tiefgreifende Umstrukturierung des Hochschulsystems. Auch wenn die Folgen erst in den vergangenen Jahren offensichtlich wurden: Die Fäden im Hintergrund werden seit langem gesponnen und zu einem immer undurchsichtiger werdenden Netz verwoben.

Das ist Bertelsmann

Die Bertelsmann Stiftung hat ein Stiftungsvolumen von 77,5 Mio. Euro (2008) und ist zu 77,4% (2009) Anteilseignerin der Bertelsmann AG, Europas größtem Medienkonzern. Sie hat damit als Eigentümerin der RTL Group (45 Fernsehsender, 31 Radiosender), Random House (120 Verlage in 19 Ländern), Direct Group (650 Club Center und Buchhandlungen) und Gruner + Jahr (ca. 285 Print- und Onlinemedien) eine beträchtliche Macht im öffentlichen Diskurs. Als zivilgesellschaftlicher Akteur initiiert und fördert sie gesellschaftliche Projekte und universitäre Forschung. Sie versteht sich nach eigenen Angaben „als ‚Motor‘, der notwendige Reformen initiiert und voranbringt“. (NBB)



B. Ate Musterfrau, systemrelevante Leistungsträgerin Foto [M]: ap, Reuters

GLOSSE

Exzellente  
Initiativ-  
bewerbung

Sehr geehrte Damen und Herren, mein Name ist B. Ate Musterfrau und ich habe in der vergangenen Woche mein Bachelorstudium in dem hoch renommierten B.A. *International Capitalism Management and Personal Career Enhancement* an der Eliteuniversität Bologna abgeschlossen. Im Folgenden möchte ich Ihnen darlegen, was mich für die angebotene Stelle als systemrelevante Leistungsträgerin qualifiziert.

Mein straff und effizient gestaltetes Studium schulte mich, in sechs Semestern große Mengen an Stoff auswendig zu lernen und in regelmäßigen Leistungsüberprüfungen wortgetreu wiederzugeben. Durch die feste Struktur des modularisierten Systems habe ich gelernt, fokussiert und zielstrebig zu arbeiten und mich weder von politischem Engagement noch anderen zeitraubenden Aktivitäten ablenken zu lassen. Meine sozialen Kompetenzen sind herausragend, wie 20 *Credit Points* im Modul *Soft skills* beweisen – das entspricht einem investierten *Workload* von 600 Stunden.

Ich bin hochgradig belastbar und an eine 60-Stunden Woche gewöhnt. Im Besonderen möchte ich auf meine überdurchschnittliche Stressresistenz hinweisen, die ich in den kompakten Klausurenphasen nach jedem Semester intensiv trainieren konnte. Die standardisierte Abfrage der Lerninhalte in Form von *multiple choice*-Klausuren lehrte mich, Optionen gegeneinander abzuwägen und relevante Entscheidungen zu treffen. Auch im Konkurrenzkampf mit meinen Kommilitonen konnte ich mich erfolgreich durchsetzen, was mir die Teilnahme an prestigeträchtigen Seminaren und die Aufmerksamkeit der Exzellenzprofessoren sicherte. So erwarb ich zentrale Schlüsselqualifikationen, um mich als zukünftige Führungskraft zu profilieren. Meine Wettbewerbsfähigkeit wird des Weiteren durch meine Aufnahme in eine renommierte Studienstiftung unter Beweis gestellt, die sich der Förderung der notenstärksten 0,1% eines Jahrgangs verschrieben hat. Die drei Jahre Regelstudienzeit habe ich nicht nur auf den Tag genau eingehalten, sondern nebenbei auch noch vier Sprachen gelernt sowie zehn unbezahlte Praktika gemacht (siehe Anlagen). Insbesondere möchte ich auf die Praxiserfahrungen hinweisen, die ich als studentische Hilfskraft bei der Akquisition von Drittmitteln für meinen Professor gesammelt habe.

Wie Sie sehen, bin ich äußerst motiviert, ein Höchstmaß an Leistung zu erbringen. Ein Verzicht auf alle persönlichen Bedürfnisse zugunsten meiner Karriere versteht sich von selbst.

Als Vertreterin der jungen Wirtschaftselite erwarte ich, dass die hohen Investitionen in mein Humankapital mir nun eine angemessene Rendite zeitigen und sehe voller Freude meiner Zukunft als verantwortungsvolle Kraft zur Konsolidierung des Systems entgegen.

Mit freundlichen Grüßen,  
Ihre B. Ate Musterfrau

ALICE BARTH

Das Tigerenten-Stipendium aus NRW

**FÖRDERUNG** Die schwarz-gelbe NRW-Regierung hat ihr leistungsorientiertes Stipendien-Modell bereits durchgesetzt. Jetzt soll das Programm auf ganz Deutschland übertragen werden

VON OLGA KAPUSTINA

Ende Februar legte die Bundesbildungsministerin Annette Schavan (CDU) einen Gesetzentwurf zum Aufbau eines nationalen Stipendienprogramms vor. Danach sollen 8 Prozent der besten Studenten mit 300 Euro im Monat beglückt werden. Die Gelder sollen je zur Hälfte vom Staat und von der Wirtschaft kommen. Dieser Entwurf verwirklicht das leistungsbezogene Stipendienmodell, das die schwarz-gelbe Bundesregierung im Koalitionsvertrag festgehalten hat. Doch eigentlich weht der Wind nicht von der Spree, sondern vom Rhein. Die Idee stammt vom NRW-Wissenschaftsminister Andreas Pinkwart (FDP). In Nordrhein-

Westfalen bekommen bereits 1.400 Studierende seit dem Wintersemester 2009/2010 dieses Stipendium. Nun soll das NRW-Modell bundesweit als Vorbild dienen.

„Liebe Studierende, nutzen Sie Ihre Chance und bewerben Sie sich!“ Der Rektor der Universität Duisburg-Essen Ulrich Radtke klickte im August 2009 auf „Verschicken“. Die E-Mail mit dem Betreff „NRW-Stipendienmodell“ wurde an mehr als 30.000 Studierende der Hochschule adressiert, landete jedoch oft im Nirgendwo. „Diese Nachricht habe ich nie bekommen“, sagt Studentin Meriem Benslim. „Ich benutze diesen Uni-Account einfach nicht.“ Eine kleine Umfrage auf dem Essener Campus zeigt: Vie-

len geht es genauso. Nur drei von zwanzig Studenten haben vom Stipendienmodell überhaupt schon mal gehört. Die meisten Befragten machen große Augen: „Das NRW-Stipendienprogramm? Was ist das?“

Dabei gilt die Uni Duisburg-Essen als Paradebeispiel in der Umsetzung des Stipendienmodells. Ende Mai bekam der Uni-Fundraiser Bernd Thunemeyer einen Brief vom nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministerium. Es versprach Stipendien für 80 Studenten. Unter einer Voraussetzung: Die Hälfte der Gelder soll die Uni selbst von Unternehmen und Stiftungen einwerben. „Wir haben doppelt so viel Sponsoren gefunden“, sagt Thunemeyer stolz. Darunter Hoch-

tief, Evonik, Sparkasse, Volksbank Rhein-Ruhr, Kulturstiftung und Alumni-Vereine. Nun bekommen 151 Studenten in Duisburg und Essen ein Stipendium. Aber: Das sind nur 0,5 Prozent aller Studierenden.

Rund 1.850 Studierende haben sich für das Stipendium beworben. Es könnten aber viel mehr sein – wenn sie die E-Mail vom Rektor gelesen oder sich auf der Uni-Homepage erkundigt hätten. Denn Plakate oder Flyer zum Stipendium gab und gibt es auf dem Campus nicht. Bei der Informationsveranstaltung des Uni-Beratungszentrums „Stipendium? Nichts ist unmöglich!“ im Dezember, wo verschiedene Förderwerke vorgestellt wurden, fiel über das NRW-Modell auch kein Wort.

Bei der Bereitstellung der Gelder können die Förderer entscheiden, welche Fächer sie unterstützen wollen. An der Uni

Duisburg-Essen bekamen Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften zwei Drittel aller Stipendien. Geistes- und Naturwissenschaften gingen fast leer aus. Auch an der RWTH Aachen spiegelt die Fächerverteilung das Interesse der Wirtschaft wider: Maschinenbau (90 Stipendien), BWL (22), Architektur (2), Philosophie: (3). Die durch die Exzellenzinitiative ausgezeichnete Hochschule lockte die meisten Sponsoren an, die 196 Stipendien vergaben. „Wir haben einfach sehr gute Kontakte zur Industrie und Unternehmen“, erklärt die Fundraiserin Angela Pohl.

Der NRW-Wissenschaftsminister Pinkwart kann sich freuen. Vor einem Jahr sagte er: „Ich hoffe, dass unser Modell bundesweit Schule macht.“ Seine Worte wurden anscheinend gehört. Übrigens sponserte Herr Pinkwart selbst einen Stipendiaten. Macht Frau Schavan bald auch da mit?